Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 10

Artikel: Die Kunst Paul Klees

Autor: Schilling, Helmut

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636778

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

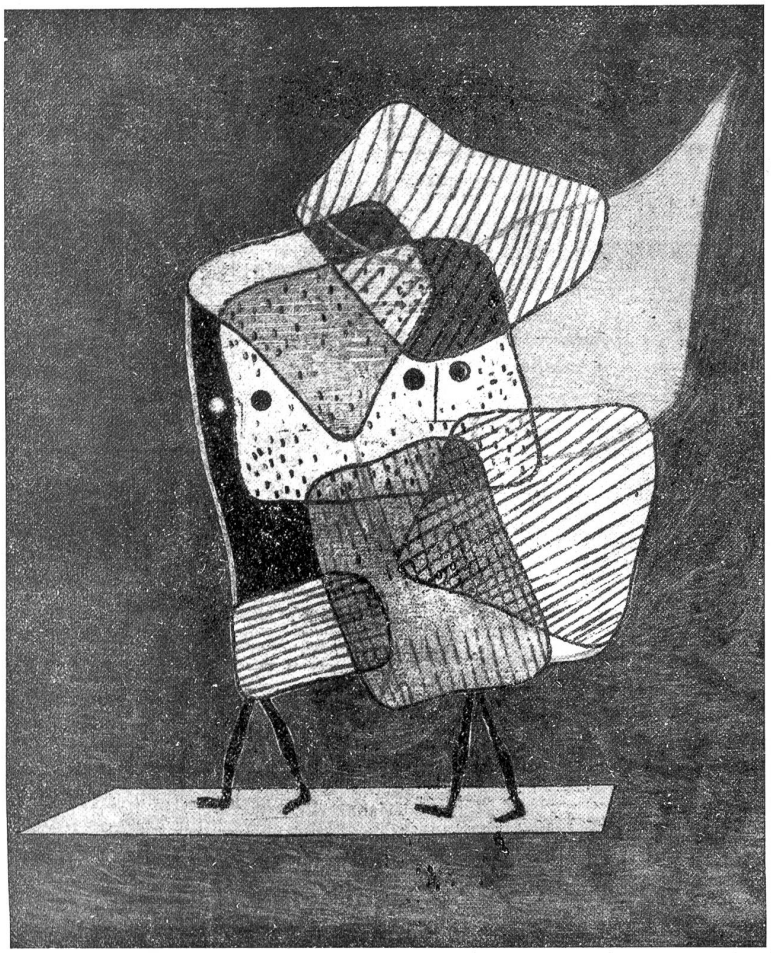
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Paul Klee: Zwillinge. (Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

Wankel pflegte gewöhnlich, wenn auf solche Sünden die Rede kam, boshaft zu betonen: „Nur eine hat der alte Dickhäuter nicht verschmerzen und vergessen können ... die schwarze Brigitte ... die macht ihm noch immer zu schaffen!"

Wozu mußte das verteufelte Weib nun den Buben in die Bleiche mitnehmen? War es nicht, um ihn, den abgedankten Liebhaber und Aftervater, zu ärgern, lächerlich zu machen? Ueber dieser Frage hatte er das milde Kinderherz vergessen und sich einen Rausch aufgeladen, daß er zentnerschwer in die Federn sank.

Zu einem einigermaßen vernünftigen Entschluß kam er erst am nächsten Morgen. Er bewohnte seit vielen Jahren zwei Zimmer im „Treustädter Hof", dem besten Gasthof der Stadt. Da hatte er's bequem, Spiel-, Trink- und Schlafgelegenheit dicht beisammen, die beste Verpflegung und — Nachsicht, so viel er eben brauchte. Sein Beutel machte ja manches wieder gut, und Geiz durfte man ihm nicht nachsagen. Die Wohnlichkeit war trotz dem Wirtshauszuschnitt recht leidlich, mit Lorbeerkränzen, Pokalen, Gewehren, Pistolen, Photographien und sonstigen Andenken eines Matadors überreich ausstaffiert. Der Blick vom Fenster auf den Hafenplatz bot desgleichen mancherlei Anregung, wenn auch der Lärm zuweilen etwas bunt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst Paul Klees.

Von Helmut Schilling.

Mancher wird in den zurzeit eigenartig geschmückten Räumen der Kunsthalle etwas verloren und mit dem unangenehmen Gefühl, des standsicheren Bodens beraubt zu sein, herumwandern und sich fragen: Kunst? Die altherkömmlichen Vergleiche fehlen ihm; wo sie vorhanden sind, sprechen sie nicht zugunsten dieses eigenwilligen, oft unglaublich primitiv wirkenden und teuren Malers — wo sie fehlen, und das ist bei der Mehrzahl der Bilder der Fall, ist das Urteil des Beschauers von einer durchgreifenden Umstellung der Betrachtungsweise abhängig. Wem diese geistige Umstellung gelingt, glückt auch die Antwort auf seine heikle Frage. Sie lautet: Ja, hier ist Kunst vorhanden; doch weniger bei den leider zu wichtig genommenen und durch die hohen Preise als vollwertig dargebotenen Versuchen infantilster Art als vielmehr bei den durchdacht und mit Verantwortungsbewußtsein ausgeschaffenen Bildern wirklich problematischer Prägung. Es darf von einer Kunst gesprochen werden, nicht in der Linie bisheriger Kunstgeschichte, auch nicht mit Einbeziehen so vieler seiner originalitätsüchtigen Nachahmer, sondern von der Kunst eines Abgesonderten, eines Wegsuchers.

Paul Klee, 1879 in Münchenbuchsee geboren und nach langem Auslandaufenthalt seit einem Jahre wieder in Bern ansässig, zeigt die mehrfarbigen Blätter und vor allem die Tafelbilder, die seinen Namen weit in der neuen Kunstwelt verbreitet haben. Die Verbreitung geschah nicht nur durch anerkennendes Wort und Lobpreisung, sondern durch viel Diskussion, sogar durch starke Aeußerungen der Ablehnung. Gerade deshalb sind wir froh, sein Gesamtwerk (seit 1919) erstmals in Bern beisammen zu sehen und die Objekte tiefgreifender Auseinandersetzungen unter den Augen zu haben.

Sogenannte abstrakte Kunst zeigt uns nicht Baum und Blüte, Straße und Tisch in ihrer bloßen Schaubarkeit als Landschafts- oder Milieukopie. Abschildern ist für Klee nur ein früher zwar gültiger, aber nicht mehr fortentwickelter künstlerischer Prozeß, bei dem noch nicht das Totalitäre des darstellbaren Gegenstandes durch Spielenlassen des Unbewußten erfaßt wurde. Erst wenn mit dem Sichtbaren noch das Erahnte, das „Wesen hinter den Dingen" zur Darstellung gelangt, ist ihm die Malerei erfüllende, die Totalität ganz umspannende Kunst. Bewußtes und Unbewußtes müssen zusammenspielen, eine einzige althergebrachte Maltechnik genügt nicht, von ganz neuen Standpunkten muß an die Schilderung des Wesentlichen herangegangen werden, das Ganze kann nur durch Komplexheit — wie etwa durch die Polyphonie in der Musik — künstlerisch gültig gemacht werden.

Klee weiß, daß er noch im Suchen nach den Lösungen seiner selbst aufgeworfenen Probleme befangen ist. Phantastische und schon ungemein imponierende Versuche stehen nebeneinander. Mit ungeheurer Wendigkeit, aber auch mit tiefem Nachdenken strebt er einer neuen Kunst entgegen, die allgemeine Anerkennung zu finden vermöge. „Ich werde wohl zuerst enttäuschen müssen", das ist sein Ausspruch, dem mancher seiner Betrachter beipflichten wird. Denn er sieht in der Reihe der Bilder solches:

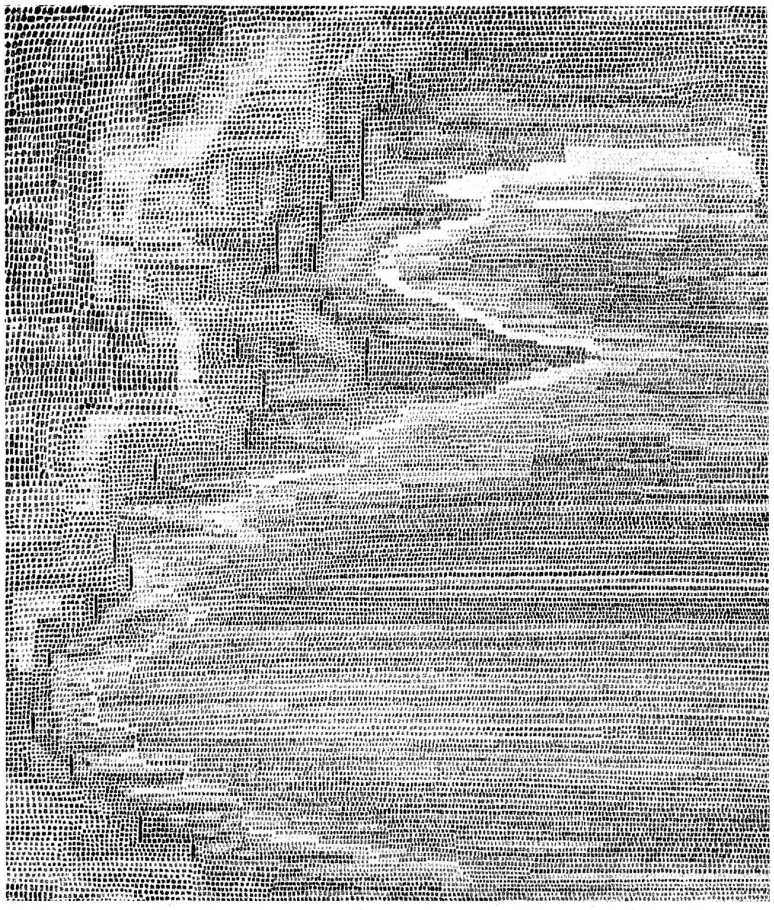
Primitivste Linienkompositionen, kompliziertesten Techniken, bunte Farbflächen, die sich überschneiden, geduldig ausgemaltes Mosaik des Nebeneinander, Doppelgesichter, Andeutungen von phantastischen Landschaften, Grotesgestalten, kubische Darstellung von Häusermeeren, Farb-

harmonien, wie sie sonst nur für Teppichmuster verwendet werden, rätselhaft verworrene und rätselhaft schöne Flächen- und Strichanordnungen, Pfeile, Kreise, Zeichensprache eigenster Form. Immer aber eine wunderbar gelungene Komposition wirksamster Farben.

Solche Bilder sind wie Bücher; hat man sie einfach vor sich, sagen sie noch gar nichts. Sie müssen gelesen werden. Für unseren ungeschulten Sinn ist das noch Arbeit. Protest und Bewunderung kommen dabei zur Geltung. Die Bilder, die das Unerklärliche in die Darstellung hineinnehmen wollen, verlangen selbst Erklärung. Hier liegt ein Widerspruch. Aber sie verlangen auch besinnliches Eingehen und Vertiefung. Hier liegt der künstlerische Anspruch. Sie wollen, da sie nicht nur Schau bieten, selbst nicht einfach geschaut werden.

Diese eingehende Betrachtung finden sie nur, wenn sie, abseits vom regen Wandel zahlreicher Ausstellungsbesucher, in einsamen Stunden und in stillen leeren Hallen ihre innere Wirksamkeit entfalten können. Man wünscht ihnen also — das entspricht dem zum Teil Widerspruchsvollen in ihrem Gehalt — viele Menschen, die sich mit ihnen befassen, und doch wieder möglichst wenige Besucher, die sich gleichzeitig in den Ausstellungshallen ganz eigener Prägung gegenseitig ablenkend und störend aufhalten.

Hermann Haller, der andere Aussteller, weiß sich mit einer kleinen Zahl feiner Kleinplastik sehr günstig einzugliedern. Seine meist exotischen Köpfe mit den starken Kinnpartien und den zarten Nasen, seine sehr zierlichen Frauengestalten, die sich mit günstigster Wirkung auf einem in die Plastik hineingenommenen zweiten Sockel befinden, besitzen, außer einigen Bronzen, die schönen Zementtönungen von Ocker, Rötlich und Mattgrün und beleben die Ausstellung durch den Reiz ausnehmend feinerfühlter, obwohl nicht bis ins Letzte ausgearbeiteter Gliederung und Linie.



Paul Klee: Klassische Küste. (Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

Der böse Winter.

Von J. P. Hebel.

Mancher, der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden und alles, was noch darin war, eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar?

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahres 1740 erzählt und geschrieben haben und wie es aussah, nicht nur in Moskau und Smolensko, nicht nur am Fluß Borysthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herabgoß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nicht immer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind ging, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ellen tief gefroren. Wollte der Totengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurechtmachen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfror in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtausend Ochsen.

Aber das kühne und mutwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegenstellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch untertan". Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sei noch nicht das Höchste, was man tun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitten auf den Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrot und Schwarzbrot aus demselben gezogen und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dies ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

Spruch.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

(Goethe.)